



Samenkörner, die beim Lesen aufgehen

Von Ingrid Mylo

Es sind die Einzelheiten. Der gelbe Luftballon in Jonathan Coes Roman *Klassentreffen*, der während einer Demonstration in den grauen Aprilhimmel davonschwebt, sinnbildhaft, und mit ihm die Hoffnungen. Der Espresso mit einem Geschmack „nach Sofas, Frauen, Müßiggang“ in einer Kurzgeschichte von Fabrizia Ramondino: sofort hat man Bilder im Kopf, die ein wenig staubig sind, voller Zimmerpflanzen und träger Gesten. Die Ausgiebigkeit, mit der Carla in Alice Munros Erzählung „Ausreißer“ Schnörkel und Ornamente im braungemusterten Teppichboden studiert, tagelang; und ihr ganzes jämmerliches, unausgefülltes Dasein wird offensichtlich. Die als „sinnloses Geräusch“ enttarnte Sirene eines sich nähernden Krankenwagens in Ake Edwardsons *Zimmer Nr. 10*: mehr als die beiden ins Mark treffenden Worte braucht es nicht, man begreift die Endgültigkeit des Verlustes, begreift, was das heißt, zu spät, nie wieder.

Solche Einzelheiten, kleine, genaue Dinge, Samenkörner – beim Lesen gehen sie auf und entfalten Lebensläufe, Atmosphären, Träume. In einem der „Sonnets From An Ungrafted Tree“ von Edna St. Vincent Millay kehrt eine Frau in „sein Haus“ zurück, ans Bett des Sterbenden, den sie ganz und gar nicht mehr liebt. Aber das bemalte Butterfass draußen im Winterregen, „wo einst ihre roten Geranien standen/wo noch ihre fauligen Stengel zu sehen sind“, zeugt von der Zeit, die sie hier verbracht hat mit ihm. Und die vergangen ist, unwiederbringlich. Joni Mitchell benötigt in ihrem Song „The Last Time I Saw Richard“ lediglich die Wörter Heirat, Spülmaschine und Kaffeefilter, um den Punkt des Lebens zu illustrieren, an dem ein romantischer Träumer von 1968 schließlich angelangt ist. Jetzt vertrinkt er die meisten seiner Abende daheim vor dem Fernseher. Und wenn Tom Waits in „Ruby’s Arms“ davon singt, dass er nichts von seiner Liebsten mitnimmt als ihren „Schal von der Wäscheleine“, wenn er sich von ihr fort-schleicht, hinaus in den blauen Morgen: so viel Abschied, so viel Einsamkeit, und man möchte weinen, um sie, um ihn.

Eine entscheidende Beobachtung, ein trächtiges Detail. Wie auf der Zeichnung „Blinde Frau“ von Henry Moore: nicht so sehr ihre wie Käferrücken schwarz verschalteten Augen, sondern die Hände, ungelenken in den Schoß gebrockt wie Stücke Brot. Sie liegen brach und die mit dieser Untätigkeit ausgestellte Nutzlosigkeit ist es, in der die Blindheit offensichtlich wird. Oder wie auf der Fotografie „Unfall“ von Weegee der Mannerschuh halb unter dem Reifen eines Autos hervorschaut, unten noch geschnürt, aber aus den oberen Löchern

ist der Bündel herausgerissen: dieser Schuh und das, was Tod ist, stürzt als Wissen ins Herz.

Manchmal ist es nur ein einziges Wort, das bewirkt, dass man weiter sieht, tiefer empfindet. Wie in Lars Gustafssons *Trauermusik*: Dort wandert der Schatten eines großen Baobabs nicht einfach in den Gefängnishof, er wandert, „langsam, aber stetig“, in den Gefängnishof „hinein“, und dieses hinzugefügte „hinein“ vergrößert den Raum, er wird spürbar, nicht nur vor unseren Augen, sondern um uns herum, und die Stadt, in der wir leben, ist ferngerückt. Später im Roman leuchten tief-abends Hyazinthen „weiß durch das Zimmer“ und wieder wächst mit dem „durch“ die Distanz und die Möglichkeit, Gespenstern zu begegnen. Überhaupt Gustafsson. Die Art, wie er Belanglosigkeiten, alltägliche Vorgänge beschreibt, hebt sie über ihre Alltäglichkeit hinaus ins Bedeutungsvolle. Ein Mann schläft mit einer Frau, sie rühmt danach den unvergleichlichen Genuss, den ihr ein anderer bereitet hat, und der Mann zieht sich an. Aber er zieht sich nicht einfach an, sondern benötigt für das Hemd mehrere Anläufe, in denen er erfolglos versucht, „den Kopf durch die Ärmel zu kriegen“: die Hast, das Unwohlsein, die ungeschlachte Wut. Keins dieser Worte fällt, aber alle sind in der Schilderung der Bewegung enthalten und geben den Gemütszustand preis, in dem sich der Mann befindet.

Einzelheiten, wie gesagt. Aber nicht jede taugt. Für die Formen und Farben, die die Druckerschwärze zum Leuchten bringen, muss man ein Auge haben wie Cees Nooteboom. In seiner Erzählung „Der Zwerg von Huelva“ findet sich der Satz: „Das Meer, der Himmel, der Baum, alles hing mit bitteren kleinen Strichen am Mittag.“ Wie Haruki Murakami, in dessen Roman *Kafka am Strand* die Sterne so brillant funkeln, „als sei ihnen gerade etwas Wichtiges eingefallen“. Oder wie Mark Richard, der in seiner Erzählung „Wo Blau einfach blau ist“ einen Polizisten sagen lässt: „manchmal seh ich ein Stück von irgendwas, das hängt am Rand meines Bewusstseins und will nicht rüber, und das mal ich dann, damit’s rüberkommt“.

Einzelheiten. Sie öffnen Türen im Hirn, und die Räume dahinter liegen in phantastischen Landschaften. //

Ingrid Mylo, Jahrgang 1955, lebt als Schriftstellerin in Frankfurt a. M. und Kassel. Demnächst erscheinen von ihr kürzere und längere Prosatexte unter dem Titel *Männer in Wintermänteln* im Verlag Das Arsenal, Berlin.